

Die sieben wichtigsten Punkte in meinem Leben

Eine fröhliche Kindheit (mit vier Geschwistern) in Reutlingen, eine ernstere Nachkriegszeit als Kleinknecht in der Landwirtschaft und sportbetonte Schuljahre bis zum Abitur kennzeichnen die Phase von 1934–1952.

Das Studium in Freiburg (1953–1957), mein erster Auslandsaufenthalt (als Waldarbeiter in Nordschweden) und die Bekanntschaft mit der Krankenschwester Christine Petersohn, meiner späteren Frau, waren Höhepunkte ganz besonderer Art.

Nach der Referendarszeit erhielt ich die Chance, noch einmal an die Universität zurückkehren (1960–1963). Am Forstbotanischen Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) konnte ich eine Dissertation über holzerstörende Pilze abschließen. Meinem verehrten Doktorvater, Professor Dr. Dr. h.c. mult. Walter Liese verdanke ich die Freude am Forschen und an der Auseinandersetzung mit Studenten.

In der Zeit bis 1976 stand ich im Dienst der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg als Referent für Landesentwicklung, Landschafts- und Erholungsplanung. Zunächst an der Forstdirektion Tübingen (1963–1965), später (1965–1970) am Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Diese Aufgabe war in den Jahren der Konzeption des Landesentwicklungsplanes und der Regionalpläne für Baden-Württemberg nicht nur spannend, mit ihr wurde auch die Grundlage für mein Engagement im Bereich der Landnutzungsplanung gelegt. Die Großzügigkeit meines Chefs, des späteren Landesforstpräsidenten Dr. Dr. h.c. Max Scheifele erlaubte mir, mich nebenher in Freiburg zu habilitieren (1968). Schließlich durfte ich an die „forstliche Front“: Von 1970 bis 1976 war ich Leiter des Forstamts Reutlingen und Naturschutzbeauftragter für den Landkreis Reutlingen.

Mit der Berufung an die LMU (1976–2000) begann ein neues berufliches Kapitel: Als Inhaber des Lehrstuhls für Landschaftstechnik (später Landnutzungsplanung und Naturschutz) sollte ich im Forststudium die Grundlagen der Landschaftsplanung, der Ingenieurbiologie



Dr. Ulrich Ammer
(*1934)

(inklusive Schutzwaldsanierung) und des Waldnaturschutzes vermitteln. Die großzügige Unterstützung der Bayrischen Staatsforstverwaltung ermöglichte die Einrichtung vielfältiger Versuchsflächen und die Durchführung waldökologischer Forschungsvorhaben. Aufgaben der universitären Selbstverwaltung (zweifaches Dekanat) und Mitgliedschaften in nationalen (zum Beispiel Deutscher Rat für Landespflege) und internationalen Organisationen (zum Beispiel *International Union for Forest Research Organizations* IUFRO) sorgten für lange Arbeitstage.

Dass es dennoch gelang, das schon in Baden-Württemberg begonnene Hobby eines Nebenerwerbslandwirts weiterzuführen und zum zertifizierten Biolandbetrieb auszubauen, verdanke ich dem Einsatz meiner Frau und der Mitwirkung unserer drei Kinder.

Die Phase nach der Emeritierung ist geprägt durch eine Vielzahl von Ehrenämtern, die mir wichtig sind (unter anderem Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Oberster Naturschutzbeirat, Bayerischer Naturschutzfond, Bayerischer Forstverein). Von den mir zuteil gewordenen Ehrungen (Bundesverdienstkreuz Erster Klasse und Bayerische Staatsmedaille für besondere Verdienste um die Umwelt) hat mich die Verleihung der Ehrendoktorwürde meiner alten Freiburger Universität besonders gefreut.

Er und seine Frau essen das Fleisch aus dem eigenen Stall, die Karotten und Äpfel aus dem eigenen Garten, den Dinkel von den eigenen Feldern, zu Brot gebacken im eigenen Ofen. Sie wärmen sich am Feuer, dessen Holz er mit den eigenen Pferden aus dem nahen Wald geholt hat. Sie wohnen in einem komplett aus Holz ohne chemische Schutzmittel gebauten Haus, und als er noch Landnutzungsplanung und Naturschutz in Freising-Weißenstephan unterrichtete, pendelte er täglich vier Stunden im Zug statt im Auto. „Es gibt für mich nichts Befriedigenderes, trotz der Mühe, die damit verbunden ist, als so leben zu können, wie man predigt“, sagt der Mann mit den auffallend breiten Händen. Schon bevor sein Hof als Bio-Betrieb zertifiziert wurde, spritzte er kein Gift auf seine Äcker – und zeigt stolz das Ergebnis: Farbenpracht dank vieler Blumen und Kräuter zwischen den hoch aufragenden Halmen. „Wie ein stufiger Wald“, freut sich der einstige Forstamtsleiter und nimmt in Kauf, dass der Ertrag kurzfristig niedriger ist als bei Gebrauch von Spritzmitteln und Hohertragssorten. Dafür sei das System stabiler, argumentiert er. Bei einem großangelegten Vergleich von fünf Waldstücken bei Kelheim haben er und sein Wissenschaftlerteam vier Millionen Schmetterlinge, Käfer und andere Insekten auf dem Boden und in den Baumkronen erforscht: am wenigsten unterschiedliche Arten waren in Fichten-Monokulturen zuhause, in den nicht genutzten Waldteilen mit viel totem Holz tummelten sich besonders die Rote-Liste-Arten. Die größte Artenvielfalt fanden die Forscher im nachhaltig genutzten Eichenmischwald. Als Spezialist auch für Tourismus- und Freizeitplanung hat Ulrich Ammer gelehrt, wie sich der Artenschutz und der Wunsch von Erholungssuchenden nach Naturgenuss vereinbaren lassen, etwa mit Hilfe von Erlebnispfaden, die die Besucherströme lenken. Die Kunst bestehe darin, Schutz und Nutzung der Natur in Einklang zu bringen, resümiert der Schwabe in Bayern.



Als Fünfjähriger beim Säen auf dem Acker seines Kindermädchens (Foto: privat, 1939)

Was waren Ihre wichtigsten Naturerfahrungen als Kind?

Ich bin als Stadtkind in einer Lehrerfamilie auf die Welt gekommen und habe in Reutlingen gelebt. Aber ich hatte das große Glück, dass wir ein Kindermädchen hatten, das vom Land kam. Diese gute Else, Tochter eines Kleinbauern, hat mich häufig mit nach Hause genommen. Auf diesem Betrieb waren drei Kühe, Hasen, Hühner und ein Schwein. Diese kleinbäuerliche Welt, die Tiere, das „im Land Schaffen“ haben mich fasziniert. Ich wollte Bauer werden! Die drei Kühe, die Else hatte, waren nicht nur zum Milchgeben da. Sie waren gleichzeitig die Zugtiere. Klassische Dreinutzungsrinder, würde man heute sagen. Nämlich: Zug, Milchproduktion und, wenn sie älter sind, Fleisch. Und meine Lina, so hieß die Sattelkuh (so würde man bei den Pferden sagen), mit der war ich so vertraut, dass ich als Zehnjähriger mit dem Gespann allein überall hinfahren konnte. Alle Äcker kannte ich auswendig. Dass ich die Verantwortung für das Kuhfuhrwerk tragen durfte, war für mich eine wichtige Erfahrung, von der ich meine, dass sie heute vielen Jugendlichen fehlt. Die zweite wichtige Hinführung zur Natur waren die Familienwanderungen auf der Schwäbischen Alb. Ich glaube, es gab in meiner

Jugend kaum einen Sonntag, an dem wir nicht auf den Wacholderheiden der Reutlinger Alb oder in den Hangbuchenwäldern unterwegs waren, immer zu Fuß, manchmal Anreise mit dem „Honauer Zügler“ oder der Straßenbahn.

Warum sind Sie Forstwissenschaftler geworden?

Nachdem man mir gesagt hatte, dass ein Landwirtschaftsstudium keinerlei Aussicht auf Anstellung in der Verwaltung hätte – das war in den 50er Jahren, als viele vertriebene Landwirte aus Ostpreußen „untergebracht“ werden mussten –, habe ich mich entschlossen, die „dunkelgrüne Schwester“ zu studieren. Auch das war ein großer Glücksfall. Ich wäre wahrscheinlich damals, dem Zuge der Zeit entsprechend, ein Landwirt konventioneller Prägung geworden, mit viel Agrochemie und Hightech. Die Fügung war, dass ich mit dem forstwissenschaftlichen Studium in Freiburg eine sehr umfassende ökologische Ausbildung bekommen habe, die mich dem Naturschutz noch näher gebracht hat.

Was wollen Sie schützen?

Ich will den Lebensraum schützen, und zwar so, dass er eine möglichst hohe Vielfalt an Arten erhalten kann. Für mich ist das Ziel, die große Vielfalt der Natur zu erhalten, und dieses nicht über ein paar wenige kleine Schutzgebiete, sondern über eine nachhaltige, verantwortungsvolle Nutzung auf der ganzen Fläche. Wir müssen endlich ernst machen mit einer am Standort orientierten, giftfreien Wirtschaftsweise in Wald und Feld. Und dies gilt auch global. Interessanterweise fordern auch die 400 Experten aus Wissenschaft und Politik des Weltagrarrates, die Agrarpolitik weltweit radikal umzustellen und biologischen Landbau und Kleinlandwirtschaften zu fördern. Wie ich selbst auf vielen Reisen und zum Beispiel auch in Äthiopien beobachten konnte, ist der Kampf gegen den Hunger auf der Welt nicht zu gewinnen mit noch mehr Gift, Kunstdünger, Gentechnik und Monokulturen, sondern mit einer standortangepassten, den Menschen vermittelbaren Wirtschaftsweise. Die Trockenlegung abgeholzter Urwälder für die Anlage von Palmölplantagen ist nur eines von vielen negativen Beispielen. Aber wir haben guten Grund, vor unserer eigenen Türe zu kehren: Wir machen



Ackern auf dem eigenen Feld (Foto: privat, ca. 1984)

Programme und entwickeln Strategien zur Erhaltung beziehungsweise Verbesserung der Biodiversität und erlauben gleichzeitig, dass Grünland großflächig umgewandelt wird für den Anbau von Mais für Biogasanlagen, die wir auch noch fördern!

Ist die Landwirtschaft das Problem?

Es ist wohl richtig, dass die Landwirtschaft den größten Beitrag zu den vom Naturschutz beklagten Artenverlusten leistet. Herbizide haben im Getreide- und Maisanbau die ackerbegleitenden Wildkräuter, die als Blütenträger oder Sitzwarten auch für viele Insekten wichtig sind, eliminiert. Im Grünland werden die Wiesen bereits in den ersten Maitagen zum ersten Mal „rasiert“ – und zwar flächendeckend ins Silo. Allenfalls ausgesprochene Frühblüher wie Gänseblümchen und Löwenzahn haben überhaupt noch eine Chance, Blüten und gegebenenfalls Samen zu bilden. Aber es wäre zu einfach und unfair, den Landwirt an den Pranger zu stellen: Agrarpolitische Abhängigkeiten, bestehende Förderprogramme und der Zwang, immer billiger zu produzieren, machen es vielen unmöglich, den agrochemischen Verlockungen zu widerstehen. Und nicht zuletzt: Es sind wir, die Gesellschaft, die mit ihrem Kaufverhalten die Weichen für eine industrieorientierte Landwirtschaft stellt.



Mit dem Umweltbeirat des Deutschen Skiverbands beim Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker (Foto: Huber, Tegernsee 1990)

Was waren die größten Hindernisse in Ihrer naturschützerischen Arbeit?

Dass man nicht oder viel zu spät miteinander redet! Der Naturschutz braucht die Zustimmung, um nicht zu sagen, die Unterstützung des Grundbesitzers. Das bedeutet: Dieser muss verstehen, warum welche Maßnahmen aus naturschutzfachlicher Sicht gewünscht werden, und er will, dass mit ihm über die Konsequenzen für ihn (Mehrarbeit, Minderertrag, zeitliche Engpässe etc.) geredet wird. Ich kann den Frust eines Landwirtes aus unserer Nachbarschaft nachempfinden, der von Kartierern, die er zufällig auf seinem Gelände antraf, erfuhr, große Teile seines Besitzes würden FFH-Gebiet werden!

Gibt es auch gelungene Beispiele?

Glücklicherweise ja! Auch im Wald ist nicht alles gut: Wir haben zu wenig Totholz und immer noch reichlich gleichaltrige Fichtenmonokulturen. Aber es ist vieles besser geworden: Der in den 70er Jahren begonnene Waldumbau hat zu einer deutlichen Zunahme des Laubholzanteils und der Naturverjüngung in den Wäldern ge-

führt. Außerdem ist der Holzvorrat beträchtlich angewachsen, und die Waldbesitzer haben inzwischen verstanden, wie wichtig Totholz ist. Programme, wie sie die Bayerischen Staatsforsten für über 140-jährige, naturnahe Bestände vorsehen, in denen pro Hektar zehn Biotopbäume dauerhaft markiert sind und 40 Festmeter Totholz angestrebt werden, sind Beispiele für eine Integration naturschutzfachlicher Ziele in die Waldwirtschaft. Natürlich bedarf es auch bei einer naturnahen Forstwirtschaft segregativer Elemente, zum Beispiel des Schutzes von Sonderstandorten wie Mooren oder Flechten-Kiefernwäldern. Aber auch hier verfügt Bayern neben den beiden Waldnationalparks über ein Netz von Naturwaldreservaten. Von Pufferzonen umgeben sind dies Totalreservate, die auf rund 6.600 Hektar repräsentativ alle wichtigen Waldgesellschaften von den Fichten-Hochlagenwäldern in den Alpen über die Auenwälder bis zu den reinen Buchen- und Eichenmischwäldern, etwa im Spessart, umfassen. Es ist die Freude eines altgewordenen Hochschullehrers mitzuerleben, wie seine früheren Schüler solche Ziele umsetzen.

Was macht Ihnen im Blick auf die Zukunft Sorge?

Die Naturentfremdung unserer Gesellschaft, insbesondere unserer Jugend. Wie soll sich die Generation von morgen – die es wahrscheinlich wirtschaftlich nicht leicht haben wird – für Umwelt und Natur engagieren, wenn sie diese nur noch aus den Medien kennt? Naturschutz muss mit Liebe und Herzblut betrieben werden, weil es dabei – jedenfalls vordergründig – immer auch um materiellen Verzicht geht.

Was wünschen Sie sich?

Ich wünsche mir, dass wir unsere Gier nach kurzfristigen Erfolgen besiegen und endlich in unsere ökonomischen Rechnungen auch die Schattenkosten einbeziehen. Dann würde es möglich, eine Nachhaltigkeit auf ökologischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet zu schaffen, die den Namen verdient, und die unseren Enkeln eine lebenswerte Umwelt auf diesem großartigen Planeten übrig lässt.